

## Eine Zugfahrt

Der nächste Tag präsentiert sich regnerisch und trist. Ich wandere zum Bahnhof meines Wohnortes in der Nähe der Bankenmetropole. Vor mir läuft eine dicke Frau. Ihr Hintern ist dreimal so groß wie meiner, nimmt fast mein komplettes Sichtfeld ein. Die beiden Hälften des Prachtexemplars schwingen im Takt des Schrittes abwechselnd auf und ab. Mein Blick folgt den wippenden Bewegungen, ich werde dabei fast seekrank. Zum Glück muss ich rechts zum Gleis abbiegen. Es quillt über vor lauter gelangweilten Menschen, die auf den Regionalexpress warten, um in die Bankenmetropole am Main zu pendeln. Die Finanzkrise hat anscheinend noch keine durchschlagenden Auswirkungen auf die Arbeitsplätze. Im Gegenteil, es kommt mir vor, als hätten noch nie so viele Leute auf den Zug gewartet. Meine Laune ist mäßig, denn ich weiß, was passieren wird, wenn der Zug einfährt. Alle werden, sobald das Stahlross metallisch quietschend zum Stehen kommt, wie mit einer Nadel gestochen zu den Eingangstüren stürmen. Dann das übliche Geschiebe und Gedränge, um ja einen Sitzplatz zu ergattern. Mir ist diese Jagd zuwider, sie hat etwas Unwürdiges. Seit ein paar Monaten gönne ich mir daher einen Erste-Klasse-Zuschlag. Das entschärft die Situation, eine hundertprozentige Garantie für angenehmes Pendeln ist es trotzdem nicht. Auch andere haben sich inzwischen upgraded.

An diesem Morgen habe ich bescheidenes Glück, den Komfort betreffend. Ich erhalte einen Fensterplatz. Normalerweise bevorzuge ich ihre Pendants am Gang. Egal, besser sitzen als stehen, man muss zufrieden sein mit dem, was man hat; der beliebte Spruch des kleinen Mannes. Das Abteil ist überhitzt. Schrecklich, dass die das mit der Regulierung der Heizung nicht hinbekommen. Im Winter ist es in den Abteilen entweder eiskalt oder brütend heiß, die richtige Temperatur wird selten eingestellt. Beschwerden hat keinen Sinn, man erntet müdes Achselzucken oder bekommt die unbefriedigende Antwort, die Temperatur lasse sich nicht manuell regeln: Wir bitten vielmals um Entschuldigung. Wie oft in den letzten Jahren hat man das schon gehört?

Als der Zug schon etwas Geschwindigkeit aufgenommen hat, blicke ich aus dem Fenster. Regentropfen wandern schräg an der Scheibe entlang, Häuserfassaden flitzen konturlos an mir vorüber. Für eine kurze Zeit lege ich einen inneren Schalter um, tauche ab in eine andere Welt. *Der Panther* von Rilke geht mir durch den Kopf:

*Sein Blick ist vom Vorübergehen der Stäbe so müd geworden,*

*dass er nichts mehr hält.*

*Ihm ist, als ob es tausend Stäbe gäbe,*

*und hinter tausend Stäben keine Welt...*

In Gedanken versunken drehe ich den Kopf, schaue mich im Abteil um. Ich bin zwar in der ersten Klasse, doch sie fühlt sich an wie die zweite. Viele Mitreisende sind elektronisch bewaffnet. Ich zähle. Jeder Zweite hat entweder ein Notebook auf seinem Schoß oder einen MP3-Player in der Brusttasche. Das ist es, was die erste Klasse zweitklassig macht: summende, undeutliche Rhythmen, klappernde Tasten. Natürlich gibt es Unterschiede. Während ich bei einigen Reisenden fast nichts mitbekomme, bemitleide ich bei anderen das Equipment und mich selbst. Schräg gegenüber zum Beispiel. Da sitzt ein Mittvierziger mit IBM Thinkpad. Internetfähig durch irgendwelchen angeflanschten Zusatz, in beiden Ohren Stöpsel zur perfekten Dröhnung. Abschottung von den nervenden Mitreisenden. Man selbst sitzt geschützt im Lärmbunker und teilt aus - die perfekte Kriegsführung. Der Mittvierziger hackt auf den Tasten mit erweitertem Zweifingersystem. Geklicke wie Maschinengewehrsalven, was den Gehörgang fast zum Bluten bringt. Es rauscht nur so vor Klicks, ich halte es kaum noch aus, möchte den Typen ansprechen, nein, anschreien, er solle endlich damit aufhören. Ich tue es nicht, ich kann nicht. Keine Kraft oder ist es fehlender Mut? Nein, ich bin es satt, immer etwas sagen zu müssen. Warum sind die anderen stumm? Die anderen, sie sitzen da wie Wachsfiguren. Auf die kann man nicht bauen. Sie sind nur unbedeutende Statisten in einem dahinplätschernden Leben. Ich fühle mich wie ein Penner auf der Straße, der statt um Geld um Ruhe bettelt. Die Passanten marschieren desinteressiert vorbei und ignorieren mich und meinen flehenden Blick.

Die Zeit vergeht ohne eine Aktion meinerseits. Nur äußerlich. Mein Hirn arbeitet mit extrem negativer Energie. Der Herzschlag ist erhöht, ich fühle eine erste Schweißperle von meiner Stirn herabrinnen. Wie lange kann ich es noch aushalten? Nicht lange, wie sich zeigt. Als eine dünne, kalte Schweißschicht schon den kompletten Rücken überzieht, stehe ich jäh auf, zerre meine Sachen zusammen und fliehe den Gang entlang. Erst im Einstiegsbereich an den Türen halte ich inne. Endlich keine Menschen mehr, keiner, der mein Gehör und mein Gemüt vernichten will. Hier kann ich bleiben. Ich setze mich auf den Treppenvorsprung, stütze den Kopf in die Hände und beruhige mich langsam. Eine ganz normale Zugfahrt.

aus: Bernd Krug, *Der Raum*, Norderstedt, 2010; S.167-169